

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 82.

Freitag, 9. April.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Am nächsten Morgen schlenderte der Gast durch die Geschäftsräume. Herr Wilmsen hatte ihn gebeten, sich ein wenig umzusehen, da er selbst eine geschäftliche Unterredung mit einem älteren Kapitän habe.

Genning war gerade mit zwei Beurlingen oben auf dem Speicher, als Paridom Buttfarken, ein wenig keuchend vom Treppensteigen, zu ihm trat und leutselig mit ihm ein Gespräch anknüpfte.

Genning, der schlecht geschlafen hatte und besonders diesem Fremden nicht wohl gefinnt war, gab erst nur kurze Antworten. Das aber schien den Hamburger eher zu reizen, das Gespräch fortzusetzen, und schließlich fragte er: „Na, hätten Sie nicht mal Lust sich zu verändern? Ich will meinem Geschäftsfreund natürlich nicht sein Personal abwendig machen, aber wenn Sie doch mal eine andere Stellung haben wollen, können Sie ja auch bei mir eintreten.“

„Ich soll nächstens in Herrn Wilmsens Kontor Verwendung finden“, antwortete Genning großartig.

„Donner — na, aber vielleicht gelegentlich.“

„Ja, gelegentlich“, meinte Genning, scheinbar nachlässig. Dann stieg Paridom Buttfarken wieder die Treppe hinunter, und als er aus der Speichertür trat, sah er Grethenfraude im Garten.

„Schön ist sie nicht, aber die einzige Tochter ist sie“, murmelte er und ging in den Garten.

„Guten Morgen, ma demoiselle“, begrüßte er das junge Mädchen artig, „ist die Rose zu den Rosen gegangen?“

„Was will er?“ dachte Grethenfraude, „ach, er will liebenswürdig tun.“

„Die Rosen blühen noch nicht, Herr Buttfarken.“

„Was liegt daran, wenn nur die Rose blüht“, antwortete er mit süßlichem Lächeln.

„Haben Sie Botanik studiert?“ fragte sie ein wenig unwillig. Sie hatte mit ihrem jungen Schmerz allein sein wollen, und nun störte sie dieser Mensch, der ihr so unsympathisch war.

Er sah sie unsicher fragend an, dann meinte er langsam: „Gelten denn nur Leute, die studiert haben?“

„Dann würde mein eigener Vater ja nicht gelten“, erwiderte sie schnell.

Er schwieg einen Augenblick, wußte nicht recht, wie er das Gespräch fortsetzen sollte, und sagte: „Waren Sie schon in Hamburg, ma demoiselle?“

Grethenfraude merkte, daß er frampfhaft nach einem Gesprächsstoff suchte, und ein schelmisches Lächeln mühsam verbergend, antwortete sie kurz: „Ja.“

„Und — und gefiel es Ihnen in Hamburg?“

„Nein.“

Als er sie jetzt fast hilflos ansah, sagte doch ihre Gutmütigkeit und sie fuhr fort: „An der Mitter ist es ja sehr hübsch, aber die engen Straßen — Johannisstraße, Burstah, und wie sie alle heißen, sind ja so beflummert. Und abseits von der Geschäftsgegend soll es ja noch schlimmer sein.“

„Über die Bergstraße soll schon viel breiter gemacht werden“, verteidigte er seine Vaterstadt, „wird ja viel Geld kosten, viel schönes Geld. Aber — ich glaube, wenn Sie dauernd in Hamburg wohnen, würde es Ihnen schon gefallen. Glauben Sie nicht?“

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

„So denken Sie doch einmal darüber nach. Na, Demoiselle, bitte, denken Sie darüber nach.“

Grethenfraude sah ihn erstaunt, verständnislos an, dann aber brach sie in ein schallendes Lachen aus. Der war ja wohl ganz —

Paridom Buttfarken stand mit hochrotem Kopf da. Ihr Lachen verletzte ihn. Er zog mit steifer Verbiegung den hellgrauen steifen Hut, sagte: „Wünsche viel Glück, Demoiselle“, und verließ den Garten.

Grethenfraude wandte sich ärgerlich ab. Was gab diesem Manne das Recht, gleich am zweiten Tage ihrer Bekanntschaft so zu ihr zu sprechen?

„Natürlich, weil meine Narben mich so entstellen, meint er wohl, es ist noch eine Geldentat, mich überhaupt zu nehmen“, dachte sie bitter, „nein, nein, mich wird man doch nur wegen Vaters Vermögen heiraten wollen, aber nein, nein, ich will nicht!“

Das Mittagessen wurde, auch wenn Gäste anwesend waren, stets gemeinsam mit dem Personal eingenommen. Erst als man nachher im Wohnzimmer beim Kaffee saß, war es Grethenfraude, als seien ihre Eltern selbst ernst. Paridom Buttfarken tat zwar sehr unbefangen, aber er scheute sich, das junge Mädchen anzureden.

Gegen Abend rief Frau Wilmsen ihre Tochter zu sich in die Vorderstube.

„Setz dich, liebes Kind, ich habe mit dir zu reden“, sagte die blonde Frau mit ungewohnt feierlicher Stimme.

Grethenfraude tat, wie ihre Mutter sie geheißen.

Frau Wilmsen zögerte einen Augenblick. Das junge Mädchen glaubte zu verstehen, antwortete aber ruhig: „Es sind sicher geschäftliche Angelegenheiten, Mutter.“

„Nein, Grethenfraude, er hat — er möchte dich zur Frau haben.“

Die Mutter wartete, wartete, daß die Tochter antworten sollte, Grethenfraude aber sah mit ruhig fragendem Blick die Mutter an.

Tiefe Stille herrschte im Raum, nur die alte hohe Standuhr schlug langsam und bedächtig.

„Nun, Grethenfraude?“ fragte Frau Wilmsen endlich.

„Und was habt ihr ihm geantwortet, Mutter?“ entgegnete das Mädchen in abweisend ruhigem Ton.

„Wenn du einverstanden wärest, mein Kind, solle es uns recht sein.“

„Dann wundere ich mich, daß Herr Paridom Buttfarken noch nicht abgereist ist, Mutter, denn er hätte heute morgen schon wissen können, daß ich ihn nicht will.“

„Ist das dein letztes Wort, Grethenfraude?“

„Mein letztes, Mutter.“

„Gut, mein Kind, ich werde es dem Vater sagen.“

„Gestattest du, daß ich für die nächsten Tage zu Tante Visbeth gehe, Mutter?“

Frau Wilmsen sah ihre Tochter an, zum erstenmal während der Unterredung.

„Natürlich, Grethenfraude, geh nur. Grüße Tante Visbeth, deine Sachen kann das Mädchen nachher hinbringen.“

Als Grethenfraude den Park des Freihauses im ersten Frühlingsgrün vor sich liegen sah, atmete sie erleichtert auf; da war Ruhe, Friede.

Die alte Dame lag gerade mit hochrotem Kopf Hauffs Lichtenstein, als Grethenfraude bei ihr eintrat.

„Willst du mich einige Tage bei dir haben, Tante?“ fragte das junge Mädchen ein wenig hastend in den gemüthlichen Raum eintretend.

„Du? Aber, Liebe, seit wann duzt man seine Tante denn?“ entgegnete Tante Visbeth verlegt, „jetzt — ja, in der Jetztzeit fehlt Respekt und Achtung.“

„Verzeihen Sie, Tante, es kam in der Übereilung.“

„Es sei verziehen“, sagte die alte Dame würdig, „und was ist denn los? Natürlich bist du mir willkommen, aber —“

Und Tante Visbeth ruhte nicht, bis sie alles wußte.

„Ah — ein Antrag — sehr interessant — äußerst interessant — geradezu romantisch. Wie? Im Garten hat er dich schon gefragt? Was sagte er wörtlich? Wie benahm er sich dabei? Wurde er rot? Kniete er?“

„Nein, Tante, Herr Paridom Buttfarken kniete nicht“, und dann gewann die Schelmerei wieder die Oberhand, „o Tante, es ist schade, daß er nicht kniete.“

„Sehr schade“, stimmte Tante Visbeth ernst bei und streichelte über ihr Buch, „ja, früher, da waren die Männer noch ritterlich und galant.“

Grethenfraude lachte: „Ja, Tante, Sie haben recht, heute ist's nichts mehr mit den Männern, darum will ich auch nicht heiraten.“

Doch kaum hatte sie es gesagt, da wurde sie wieder ernst; sie dachte an den, der jetzt die andere in den Armen hielt.

Es war eine köstlich laue Frühlingsnacht.

Grethenfraude saß am offenen Fenster ihrer Stube und blickte träumend hinaus.

Der Sternenhimmel wölbte sich weit über Stadt und Kiste, über Freihaus und Park. In den alten Bäumen raunte der Nachtwind.

Vom Hafen her drang die Stimme eines Schiffers, der zu seiner Handharmonika sang:

„Un brust of nuch so doll dat Gaff,
Un liggt da nerrn of Grav an Grav,
Un schriet de Storm of nuch so wild.
Wi seilen dach torück na Sylt,
Na Sylt!“

„Un lacht dat Seewief nuch so blank,
Un is ehr Körper nuch so slank,
Un brannt so hitt un söt ehr Muß,
Emud-Inge heit denn schönsten Wuf,
Iv Sylt!“

„Nu, blas man Storm in Segel in,
Dat wi denn Wandmarsch-Saben sin 'n,
Wat streckt dat Seewief Arm un Pand?
Emud-Inge steiht un winkt an Strand
Iv Sylt!“

Mit Tränen in den Augen lauschte das junge Mädchen dem schlichten Sang.

In Wilmsens Geschäftshaus saß man an der Mittagstafel wie sonst. Nur der Stuhl der Hausfrau stand leer. Und zum erstenmal seit vielen Jahren sprach der Hausherr während der Mahlzeit kein Wort. Zeichen-
blau, mit schmerzzerwühltem Gesicht, saß er da, rührte die Speisen kaum an. Dann und wann war es, als wollte vom halbgeöffneten Mund ein dumpfes gequältes Stöhnen sich lösen, aber Herr Wilmsen wahrte

Stellung; er glaubte dem Personal gegenüber die Pflicht zu haben.

Grethenfraude saß auf ihrem gewohnten Platz. Auch sie war bleich und hatte rotgeweinte Augen. Man konnte geradezu bemerken, welche Anstrengung es sie kostete, ruhig und gefaßt dazusitzen.

Schweigend, mit ernststen Mienen saß das Personal da. Man wagte kaum zu essen, hatte keinen Appetit. Sie starrten vor sich hin, reichten stumm die Schüsseln weiter. Bis plötzlich der jüngste Lehrling, ein kleiner, schwächlicher Junge, in krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Frau Wilmsen war wie eine Mutter gegen ihn gewesen, ein heißes Dankgefühl hatte er empfunden für all ihre Fürsorge und Güte, er hatte sie verehrt wie eine Heilige, die schlanke, blonde Frau, deren blaue Augen stets bemerkten, wo zu helfen war.

Und während die anderen Lehrlinge sich vergebens bemühten, den guten, elternlosen Jungen zu beruhigen, stand einer der jungen Gehilfen, ein weichherziger Mensch, jäh auf und stürzte hinaus; die Kollegen sollten nicht bemerken, daß er weinte.

Henning Tiedemann, jetzt zweiter Buchhalter in Wilmsens Geschäft, saß mit zusammengepreßten Lippen, da, schalt sich innerlich einen gemeinen Kerl, aber immer wieder kam der Gedanke: „Der Mann da draußen sitzt wie gebrochen. Sollte er den Schmerz nicht verwinden? Sollte —?“ Er schalt sich und versuchte in wirklichem Bemühen, um die gütige Frau zu trauern, aber immer wieder lockten triumphierend die häßlichen Gedanken.

Im Zimmer nach dem Garten zu hatte man die Fenster mit weißen Tüchern verhängt. Aber da, wo eine Falte den Blick ein wenig freigab, drang ein heller Strahl der goldigen Sommer Sonne ins Gemach und übergieß das friedliche Antlitz mit mildem Schein.

Ganz plötzlich war Frau Wilmsen dahingegangen. Gestern noch emsig und froh, und heute im Totenbett. „Schlag“, murmelte Dr. Callisen achselzuckend.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Der Krieg verkündet unaufhörlich durch den Donnerdon seiner Geschütze, daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk.
G. Freitag.

Bismard als Journalist.

Bismard hat zu jeder Zeit seines politischen Wirkens und Schaffens in engen Beziehungen zur Zeitungswelt gestanden; ja, er ist auch selbst als Journalist tätig gewesen, und wenn man gar die Zeitungsartikel bedenkt, die auf ihn zurückgehen, so ergibt sich eine gewaltige Stofffülle, die für die Erforschung von Bismards Plänen und Absichten von höchster Wichtigkeit ist. Parlament und Presse erklärte er einmal Bismard gegenüber „für die notwendigen Korrekturen für die Regierung“, und die Zeitungen spielten schon bei seinem ersten politischen Auftreten eine große Rolle. Im Jahre 1848 hat sich der Gutsherr auf Kniephof zum erstenmal als Journalist versucht, indem er auf einen hämischen Artikel über Parforcejagden eine entrüstete Erwiderung schrieb, die aber von dem Redakteur der „Börse-Nachrichten der Ostsee“ nicht aufgenommen wurde. Das war bei einem maßvoll liberalen Blatte durchaus begreiflich, denn Bismard wendet sich in seinem Aufsatz scharf gegen die Demokraten und verhöhnt sie mit köstlicher Ironie. Marks steht in seiner Biographie mit Recht in dem Schreiber dieses kleinen Aufsatzes bereits den ganzen Bismard, den leidenschaftlichen Junker, der Junker sein will, den Edelmann, der für die Rechte seines Standes eintritt, einen Kämpfer von Natur, voll Kampflust und Kraft. Aber auch der geborene Journalist lebt in diesen hellen, scharfen Sägen; der Aufsatz ist bis ins einzelne hinein klar geformt und wirksam aufgebaut, mit dem eingehendsten Fleiße durchgearbeitet und gefeilt; glänzend ist das Wort gehandhabt, so wie es Bismard

stets zu brauchen wußte, mit trefflicherer Stofkraft, mit jener Eleganz und Geschicklichkeit, mit der er als Fächter das Florett führte. „So sehr auch der Deckmantel einer lichtschonen Anonymität in Miskredit geraten“, schreibt er zum Schluß dieses seines ersten Zeitungsaufsatzes, „so werde ich doch, wenn ich vorstehende Bemerkungen unterzeichnen will, durch ein Gefühl tiefer Beschämung davon abgehalten, welches ich bei dem Gedanken empfinde, daß ich die Schlechtigkeit begangen habe, in dem Stande der ci-devant nobles geboren zu werden, deren, wenn auch wenig bekannte, doch gewiß maßlose Privilegien mit eisernem Druck auf unserem unglücklichen Volke lasten, deren empörendes Vorrecht, die Partikel „von“ zu führen, wie ein Nebelgebilde hinterlassen von der Nacht finsterner Zeiten dem trauernden Deutschland die Morgenröthe bürgerlicher und gesellschaftlicher Gleichheit verhüllt.“ Während seiner Tätigkeit im vereinigten Landtag erkannte dann Bismarck die unbedingte Notwendigkeit, für seine und seiner Freunde Ideen eine Zeitung zu gründen, und er trat für die Schöpfung eines solchen Blattes mit aller Kraft ein. Die Besprechungen der konservativen Abgeordneten im Jahre 1847 über diese Angelegenheit bildeten die Grundlage dafür, daß ein Jahr darauf die „Kreuz-Zeitung“ ins Leben gerufen wurde; er gehört zu den Vätern und Mitschöpfen dieser wichtigen Zeitung. Seine Meisterhaftigkeit in der Behandlung der Tagespresse bewies er aber erst, als er Ministerpräsident geworden war, und von dieser Zeit an hat er bis zu seinem Tode stets die Mithilfe der Zeitungen gesucht und gefunden.

„Der Fürst war der Ansicht“, sagt der bekannte Redakteur der „Samburger Nachrichten“ Hermann Hoffmann in seinem kürzlich erschienenen Werk, „daß keine Regierung, sei sie monarchisch, parlamentarisch, demokratisch oder sonstwas, auf die Mitwirkung der Presse bei Durchführung ihrer Politik verzichten und den Zusammenhang mit ihr verlieren dürfe, ohne die Folgen am eigenen Leibe zu verspüren und die Landesinteressen zu gefährden.“ So schuf er denn bald nach seinem Eintritt in das preussische Staatsministerium das Instrument für seine publizistische Tätigkeit, indem er die ihm von ihren Eigentümern zur Verfügung gestellte „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ zu seinem offiziellen Organ erhob. Auch auf andere Blätter gewann er Einfluß; aber daß es eine „Presse des Reichslanzlers“ gäbe, hat er des öfteren zurückgewiesen, so einmal im Reichstag mit den Worten: „Ich habe Zeitungen, die unter Umständen mir weißes Papier zur Verfügung stellen und in denen ich mich ausspreche, wenn ich keine andere Gelegenheit habe; aber mich deshalb für alle Artikel verantwortlich zu machen, die darin stehen, das ist doch eine sehr weit getriebene Sache, und ich kann es gewohnheitsmäßig — ich möchte sagen: „sportmäßig“ — nicht lassen, daß, wenn ich gerade hier bin, ich mich gegen derartige Angriffe wehre.“ Bismarck hatte stets das lebhafteste Interesse für Zeitungen; er las persönlich eine ungeheure Menge von Blättern, und seine Mitarbeiter fanden ihn häufig, auf dem Sofa liegend, rings um sich her eine Flut von Zeitungsblättern austreuend, die er durchflog. Er hat nicht immer günstig von der Presse gesprochen und mit scharfen Augen ihre Schäden und Fehler erkannt. Neuter und Gabas, die beiden Korrespondenzbureaus, deren gefährliches Treiben wir heute wieder verspüren, hat er einmal „die Brutstätten aller Enten“ genannt. Aber den Wert und die Bedeutung der gut geleiteten Presse, die Tüchtigkeit der Journalisten, erkannte er mit warmen Worten an. „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur“, erklärte er, „leichter einen Staatssekretär des Äußern und Innern machen — bitte, denken Sie nur an Lothar Bucher —, als aus einem Duzend Geheimräte einen gewandten, leitenden Redakteur.“ Oder: „Ich gebe Ihnen gleich einen Leiterwagen voll von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten in der Lehre, und Sie können aus ihnen nicht viel mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgend ein geistloses Lokalblatt zusammenstellt. Das Zeug zum Redakteur, der selber denkt, schafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muß man auch mitbringen.“ Nicht selten ließ der Kanzler Diplomaten von hohem Range warten, weil er vorher einen Journalisten empfangen wollte, auf dessen Meinungsäußerung es ihm ankam. Die schönste Aufgabe der Presse aber sah er darin, in großen geschichtlichen Augenblicken das Nationalgefühl zu beleben und zu stärken. „Es gibt“, so sagte er zu Hoffmann, „Augenblicke, wo es aus den Spalten der Zeitungen „wie Schwallenflug und Bogenprall“ herausklingen muß, um den Furor Teutonicus zu erwecken, ohne den wir unsere künftigen Schlachten nicht gewinnen können.“

Aus der Kriegszeit.

Die Einladung.

„Sie haben sich“ . . . Du lieber Himmel,
Beim Zeus, das Unglück schreitet schnell,
Nicht groß genug ist das Gewimmel
Der Helden — ich muß auch zur Stell'.
Mich laß, ach, an Kommisbrot labend,
Schreib' morgen ich den letzten Reim,
Von da ab bin ich jeden Abend,
Ich sag' es kaum! — um neun daheim! —

Nun lebet wohl, ihr lieben Leute,
Ihr Wirte, macht jetzt Adonsschlaf,
Denn morgen — — ach was, heut' ist heute,
Das ich noch fest genießen muß.
Heut' brüllt mir keiner in die Ohren,
Was morgen schon ein jeder kann,
Heut' bin ich noch „Hochwohlgeborn“,
Und morgen bin ich nur „ein Mann“!

Heut' kann ich ohne Urlaub wandern,
Mir selber wählen noch ein Ziel,
Heut' trag' ich noch gleich tausend andern
Als Mensch ein menschliches Zivill.
Drum will ich ohne Sorg' und Kummer
Noch einmal schwärmen, ach, zu zwei'n,
Denn morgen als Refrat, als Nummer,
Wird das bedeutend schwerer sein!

Lk.

Die Engländer als Seeräuber im eigenen Licht. Die Engländer wagen es, die Bejagung unserer tapferen Unterseeboote als Piraten zu bezeichnen, und es haben sich sogar Stimmen erhoben, die für unsere braven Seeleute auch eine Behandlung als Seeräuber forderten. Wenn die Briten sich in ihrer eigenen Geschichte umtun wollten, so hätten sie mehr Grund und Berechtigung, sich selbst als Seeräuber zu bezeichnen, und die angesehensten Geschichtsschreiber Englands haben den Taten britischer „Nationalhelden“ diese Charakterisierung zuteil werden lassen müssen. In seinem interessanten Buch „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung“ führt Professor Ferdinand Tönnies eine ganze Reihe solcher Fälle an. Aber die Anfänge der britischen Seeherrschaft schreibt der angesehenste moderne Historiker Großbritanniens Sir J. R. Seeley, die maritime Größe Englands stamme erst aus den Bürgerkriegen des 17. Jahrhunderts und von den Taten Robert Blaces. „Es gibt freilich Seehelden vor der Zeit Blaces. Da ist Francis Drake, Richard Grenville und John Hawkins. Aber die Flotte der Elisabeth war nur die englische Flotte in ihrer Kindheit, und die Helden selbst sind nicht viel anderes als Freibeuter.“ Der Krieg mit Spanien, durch den die Seeherrschaft begründet wurde, „wird begonnen nach Art der alten elisabethanischen Seeräuber durch einen plötzlichen Landungseinfall, ohne vorausgegangenen Streit oder Kriegserklärung, in San Domingo.“ Cromwell, der diese maritime Politik Englands einleitete, wird von dem britischen Historiker Sir J. Stephen direkt der „seeräuberische Cromwell“ genannt. Wenn Seeley, der Historiker eines „Größeren Britannien“, die Begründer des Reiches Seeräuber nennt, so steht er damit durchaus nicht allein. Schon in einem 1837 erschienenen englischen Buche werden Drake, Cavendish und Dampier, die ersten Seehelden Englands „Dukaniere“, d. h. Freibeuter, genannt; obgleich dieser Name, „verknüpft mit einer Tugend und mit tausend Verbrechen, der allzu bald mit jeder Art von Blutschuld und Ungeheuerlichkeit besetzt war“, erst aus dem 17. Jahrhundert stammt, müsse er doch schon auf diese Männer angewendet werden. Nach Seeleys Darstellung sind es reine Handelsinteressen, die die Engländer zu den Seekriegen führten. „Es ist nicht ganz leicht“, meint er, „das sittliche Verhalten derer, die das größere Britannien aufgebaut haben, zu billigen. Wenn wir das britische Weltreich mit anderen Weltreichen vergleichen in Bezug auf seinen Ursprung, so werden wir sehen, daß es in gleicher Weise wie diese entstanden ist; daß seine Gründer die gleichen Motive gehabt haben, und zwar nicht vorzugsweise anständige Motive; daß sie viel wilde Gargier, gemischt mit Heroismus, entfalteten haben; daß sie durch moralische Skrupel sich wenig haben beunruhigen lassen.“ Unter den „Verbrechen“, auf denen das englische Kolonialreich aufgebaut wurde, nennt Seeley als das größte das Monopol

des Sklavenhandels, das sich die englischen Kaufleute sicherten. „England hatte schon zur Zeit der Elisabeth einen Anteil am Sklavenhandel, da John Hawkins als der erste Engländer sich hervortat, der seine Hände mit den Greueln dieses Handels besleckte. Man findet bei Halliwell die eigene Erzählung des Hawkins, wie er 1567 an ein afrikanisches Dorf herankam, wie er es in Brand steckte und „das Glück hatte“, von 8000 Einwohnern 250 Männer, Frauen und Kinder einzufangen.“ Nach dem Urteil des berühmten englischen Historikers Lecky wurde durch den Utrechter Frieden der Sklavenhandel ein zentrales Objekt der englischen Politik: „Wir besudelten uns mehr als andere Nationen mit den ungeheuerlichen und unsagbaren Greueln des Sklavenhandels.“ Der Hafen von Liverpool z. B. verdankt nur dem Sklavenhandel sein Aufblühen, denn die englischen Kaufleute bevorzugten dies Geschäft als das „bei weitem gewinnreichste.“ Ihre Sklavenhändler-Gesinnung verleugneten die Engländer auch während des amerikanischen Bürgerkrieges nicht; denn sie standen mit Herz und Seele auf Seiten der Sklavenhalter des Südens, und suchten sie nach Kräften gegen die Nordamerikaner zu unterstützen. Auch in ihrer späteren Geschichte haben die Engländer sich des Namens der Seeräuber, den man den führenden Männern des 16. und 17. Jahrhunderts beilegte, wert erwiesen, an meisten in jenem unerhörten Raubzug gegen Dänemark, von dem im Unterhause selbst den Ministern gesagt wurde: „Die Ruinen Kopenhagens sind das Denkmal ihrer Schande“; die Wegführung der dänischen Flotte konnte nicht anders denn als „glatter Diebstahl“ bezeichnet werden, und in London wurde es sprichwörtlich, zu sagen: „Ehlos, wie der Zug nach Kopenhagen.“ Der neueste englische Darsteller dieses Raubzuges, der Cambridge Professor J. Holland Rose, muß zugeben, daß die Völker des Kontinents diese Tat „für wenig besser als eine Seeräuberi erklärten.“

Die geistreiche Antwort eines Soldaten. In den deutschen Heeren war der Diebstahl der Soldaten von jeher auf das größte verpönt. Kein Soldat durfte sich widerrechtlich etwas aneignen, und wer bei einem Diebstahl betroffen wurde oder sich nicht darüber ausweisen konnte, woher er etwas hatte, was in seinem Besitz gefunden wurde, der durfte die strengsten Strafen, ja sogar den Tod erwarten. So hatte der Marschall von Sachsen einst einen Soldaten zu verurteilen, der bei einem Diebstahl ertappt worden ist. Er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt und sollte gerade zum Richtplatz geführt werden, als der Marschall ihn noch einmal sprechen wollte, um ihm das Unwürdige seines Verhaltens klar zu machen. Der Gegenstand, den der Soldat entwendet hatte, war ungefähr einen Speziestaler wert, und der Marschall fragte den Soldaten voller Verachtung: „Bist du nicht ein großer Tor gewesen, dein Leben für einen Taler zu wagen?“ Doch der Soldat hob den Kopf und sagte: „Herr Marschall, ich bedaure es tief, daß ich gestohlen habe, aber mein Leben habe ich täglich für neunzehn Pfennig (den Sold) gewagt.“ Die Antwort rettete dem Soldaten das Leben, der später noch verschiedentlich Gelegenheit hatte, sich als braver und tapferer Soldat auszuweisen.

Unerschrocken und todesmutig. Es war bei Pöbodin am 20. November. Die Russen hielten eine Höhe, Teile einer Infanteriedivision griffen an. Am Fuße der Höhe ein langgestrecktes Dorf. Davor unsere Schützengraben, hinter einem Hause ein Stab, rechts, rückwärts, fährt Artillerie auf. Da kommt von links her ein Melbereiter angejagt, immer im dichtesten Strichfeuer der Russen. „He, Melbereiter, hierher!“ „Hab ich Zeit“ Er jagt weiter zur Artillerie. Wenige Minuten darauf kommt er zurückgejagt. „He, Melbereiter, hierher!“ Er pariert. „Wo waren Sie?“ Artillerie soll schießen, wir könne nie vor.“ „Wozu reiten Sie denn mitten durch das Feuer? Sagen Sie ab, lassen Sie Ihr Pferd verschmausen, und wenn Sie zurückreiten, holen Sie weiter nach rückwärts aus, sonst sind Sie des Todes.“ „Danke, scheene, Ugelang, hab ich Zeit. Mein Oberst hat man noch einen Melbereiter und das bin ich.“ Weg war er, und fauste auf demselben Wege mitten durch den pfeifenden Artilleriegeschall. Zwei Tage darauf begegnete ich ihm wieder. Da trug er bereits das Eiserne Kreuz.

Wie man „Rechts um!“ macht. Einen Nürnberger Richter für den augenscheinlich nicht gerade leicht begreifenden englischen Rekruten will Fred G. Shaw in einem kleinen Buch „Der Drill leicht gemacht“ schaffen, das bei dem billigen Preise

von 25 Pf. in die weitesten Kreise bringen soll. Der Engländer will von dem „Drillen nach preussischer Art“ nichts wissen; er setzt an die Stelle dieser groben und mechanischen Weise eine mehr philosophische Methode, die nicht nur den Körper, sondern auch den Geist des britischen Tommy entwickelt und wahre Wunder wirken soll. Greifen wir als ein Beispiel heraus, wie dieser Massiker eines neuen Erzierens das schwierige Kommando „Rechts um steht!“ in Stirn und Fuß des Soldaten einhämmern will. Der Rekrut muß dabei „den linken Absatz emporheben, die linke Fußspitze am Boden lassen, die rechte aufheben und seinen rechten Absatz als Angelpunkt benutzen, um sich mit der Spitze des linken Fußes nach rechts umzudrehen.“ Dieser höchst komplizierte Vorgang kann gewiß mechanisch eingeheut werden, aber erleichtert wird die Sache nach der Ansicht des Engländers außerordentlich, wenn man sich dabei auch immer etwas denkt. „Die einzigen Gedanken, die dabei notwendig sind, die aber den Muskelbewegungen vorausgehen müssen, sollten dem Rekruten eingeprägt werden und müssen von ihm, bevor er das Kommando ausführt, laut wiederholt werden wie folgt: 1. Ich muß meinen linken Absatz aufheben. 2. Ich muß mich mit meiner linken Fußspitze nach rechts drehen, wenn ich meinen rechten Fuß vom Boden aufhebe. 3. Ich muß meinen linken Absatz an meinen rechten bringen. Nachdem der Rekrut den ersten Gedanken wiederholt und überlegt hat, soll er seinen linken Absatz aufheben. Das Nachsprechen dieses Befehls wird eine große Suggestionkraft auf ihn ausüben, und er wird so jede Bewegung nicht nur ausführen, sondern auch verstehen.“ Diese Form des „suggestionellen Drills“ wird jedenfalls das Kommando „Rechts um“ nur sehr langsam auszuführen gestatten. Aber die englischen Rekruten haben ja viel Zeit. Daher legt der Verfasser auch großen Wert auf das Ausruhen des durch diese angestrengte Gedankenarbeit ermüdeten Hirns. „Durch den Befehl muß das Gehirn ebenso beeinflusst werden wie der linke und der rechte Absatz. Ob aber nun die ersten Versuche, das Kommando auszuführen, glücken oder nicht, es sollte doch eine kurze Pause von wenigen Sekunden dem Gehirn des einzelnen gegeben werden, bevor er zur Wiederholung der verschiedenen Bewegungen aufgefordert wird.“ Die Gehirnzellen werden nämlich ganz so müde wie die linken Fußspitzen und die rechten Absätze, und es ist für das Gehirn nicht leicht, die nötige Suggestionkraft auszuüben. „Die Gehirnzellen sind demselben Gesetz unterworfen wie die anderen Organe des Körpers; sie ermüden und müssen langsam an ihre Arbeit gewöhnt werden. Ihre Zahl wird mit 1500 Millionen angenommen.“ Man begreift, daß es für den Rekrutenerzieher durchaus keine Kleinigkeit ist, 1500 Millionen solcher Gehirnzellen in Gang zu bringen. Durch Anwendung von Lungenkraft und durch Schimpfen, wie man es wohl früher beim Drillen versuchte, wird man nach Mr. Shaws Ansicht die Gehirnzellen nur wenig beeinflussen; dazu sind Parteilichkeit und psychologisches Verständnis notwendig. „Der Rekrut muß die ganze Bewegung in ihren Einzelheiten durchdacht haben, wobei ihm jeder Gedanke von seinem Erzieher aufgesuggeriert wird, bevor er die wirklichen Bewegungen ausführt.“ Also das Rezept ist dieses: wenn das Kommando „Rechts um“ ertönt, dann muß der Mann sich rechts um drehen mit seinen Beinen, seinen Absätzen, seinen 1500 Millionen Gehirnzellen und allem anderen. Dann soll er ein wenig Ruhe haben, damit die Gehirnzellen sich wieder kräftigen können, bevor er weiter denkt. . . .

Übertrumpft. Von dem kürzlich verstorbenen Florentiner Theaterkritiker Jarro, der in ganz Italien bekannt und wegen seiner scharfen Zunge gefürchtet war, erzählt ein Freund folgendes Geschichtchen. „Ich traf ihn einmal in einer Schenke zusammen mit dem Marchese Torrigiani, einem großen Jäger vor dem Herrn. Man sprach von der Jagd, und jemand in der Gesellschaft bemerkte, daß die Kunde des Hochvogeltrufs unter den Anhängern des edlen Wildwerks doch entschieden abnehme. „Ich habe einen Bekannten“, sagte da ein anderes Mitglied der Gesellschaft, das wegen seines Jägerlateins berühmt war, „der den Ruf des Distelfinken so ausgezeichnet nachmachen kann, daß sofort, wenn er es tut, ganze Scharen von Vögeln herankommen.“ „Das ist noch gar nichts“, fiel da Jarro ein, „ich hatte einen Freund, der, wenn er das Krähen des Hahnes am Abend nachmachte, damit sofort die Sonne aufgehen ließ.“